

# Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

**Abonnementpreise**  
Für den Jahrgang 1904  
Einzelhefte 10 Pf.  
Halbjährlich 48 Pf.  
Vierteljährlich 24 Pf.  
Für den Auslandsendung  
zusätzlich 10 Pf. pro  
Jahrgang.  
Redaktion  
Zwingerstraße 22, II.  
Dresden  
Mittwoch den 23. Juni 1904.  
Telefon: Amt I, Nr. 1706.  
Kontingents-Nr.:  
„Arbeiterzeitung Dresden.“

**Inserate**  
Werben im 6. Spalten-Verhältnis  
über dem Norm mit 20 Pf. be-  
rechnet und bei unregelmäßiger  
Werbungslage mit 25 Pf. gerechnet.  
Werben in 10 Spalten  
werden im Verhältnis 10 zu 10  
frei in der Expedition abgegeben und  
mit 20 Pf. bezahlt.  
**Expedition:**  
Zwingerstraße 22, II.  
Dresden  
Mittwoch den 23. Juni 1904.  
Telefon: Amt I, Nr. 1706.  
Abbestellen möglich mit Nachdruck bei  
Sonntags- und Feiertage.

Nr. 143.

Dresden, Donnerstag den 23. Juni 1904.

15. Jahrg.

## Vom Mirbach.

Weder des Satzes „Offenheit“ Tische noch der „agitativen“ Presse Wähler hat dem Oberhofmeister der Kaiserin, dem Kirchenbau Mirbach, geschrieben. Wie jetzt gemeldet wird, hat der Herr, noch ehe das Urteil im Sommerantrag gefällt wurde, noch ehe die Welt erfahren hat, ob Frhr. v. Mirbach jetzt nicht das Bedenklische der Sommerangelegenheit erkannt hat und ob Geld der gefährdeten Aktionäre zurückzahlen will, am Mittwoch eine Dienstreise nach der Provinz Polen zur Teilnahme an dem Feiern der Einweihung eines unter dem Protektorat der Kaiserin stehenden Siechenhauses in Wolfskisch und der Grundsteinlegung zu einer ebenfalls zu erbauenden Kirche bei Posen angetreten. Das ist ein Vertrauensvotum von hoher Stelle in kürzester Form.

Herr v. Mirbach bleibt also seinem frommen Werke erhalten. Und kann das recht sein. Wie aber das Bürgerum mit dieser Tatsache abfinden wird, das ist eine andere Frage. Die bittersten Worten haben ungeschickte Ordnungsbürokraten den Richter des Oberhofmeisters und den Versuch mit seinem System der Wohlthätigkeit und des Kirchenbaus als unbedingt notwendig bezeichnet. Nun haben sie die unabweisliche Antwort.

Sehr interessant ist unter diesen Umständen ein Artikel der Wiener „Neuen Freien Presse“, betitelt „Mirbachs Methode“. Das Blatt betont, daß er von einem Parlamentarier geschrieben wurde und auf durchaus sicheren Informationen beruhe. Er ist nicht nur wegen der Person Mirbachs bemerkenswert, sondern noch mehr, weil er ein treffendes Bild der Wohlthätigkeit unserer Ären zeigt. Und dann ist er auch deshalb wertvoll, weil er uns wieder einmal eine neue Auflage jener offiziellen Zusammenfassungen für oberhöchste Herrschaften zeigt, die später als Beweis der tiefen, treuen Liebe der Untertanen zu ihrem angebeteten Herrscherpaar ausposaunt werden, weil er uns wieder einmal zeigt, wie patriotische Begeisterung und Opferwilligkeit gemacht wird. Wir drucken den Artikel deshalb seines ganzen Inhalts nach ab. Er lautet:

Oberhofmeister Frhr. v. Mirbach hat sich in der höchsten Kunst bewährt, obgleich sein ganzes öffentliches Auftreten eine Art von Unschicklichkeit bildet. Führt man doch die Differenz, in welche die Berliner Stadtverordnetenversammlung mit der Kaiserin geriet, allgemein auf ihren Oberhofmeister zurück. Jedenfalls hat durch eine Reihe von unangenehmen Entwürfen sich ergeben, daß die Gelder, mit denen die Menge Berliner Kirchen erbaut werden, zum großen Teil ganz unrichtig, ja geradezu ablen Ursprunges sind, Gelder, die bei der Sommerbank und der Preußenbank unglückliche Aktionäre und Einleger geprellt wurden.

Das Entschuldigende an diesen finanziellen Schiedungen ist der wiederkehrende Zug, daß das Kirchenbauwesen oder doch wenigstens das Kirchenbauwesen ein Geschäft geworden ist. Sehr naiv sagte Frhr. v. Mirbach vor Gericht, er sei gewohnt, große Summen zu bekommen und zwar ganz im Stillen; die Gelder wüßten in vielen Fällen nicht, wozu sie zu werden. Das gilt doch nur für die dreieckige Oefenlichkeit, in ganz bestimmten Stellen wollen die Geber sehr gern genannt werden. Sie erwarten für ihre große Gabe Zug um Zug eine Gegengabe, eine Befolgung. Damit die Oefenlichkeit aber nicht die Zusammenfügung der beiden Parteien erklärt von Gabe und Gegengabe und daraus sich ein Bild zusammenstellt, das zu unwilligen und über ihre Namen verschwiegen haben; also nicht aus Bescheidenheit, sondern aus Berechnung.

Der Oberhofmeister Frhr. v. Mirbach hat diese eigentümliche

Tätigkeit, das sog. künstliche Liebeswerk in Berlin zu fördern, auch heute durchaus nicht eingestellt. Er hat vielmehr noch in letzte Zeit wieder einen ganz neuen Plan ausgedacht, um weitere Mittel zu beschaffen, die vor allem dazu dienen sollen, die Kaiserin-Wilhelms-Gedächtniskirche mit kostbarem Material auszustatten.

Das Kaiserpaar feiert im nächsten Jahre seine silberne Hochzeit. Dieser frohe Tag bietet eine ausgezeichnete Gelegenheit, eine Gemeinnschaft zwischen Thron und Volk zu stiften, und es wäre schön, wenn diese Verbindung in der Form einer Spende des Volkes erfolgte. In Abgeordnetentagen (1) ist bereits mehrfach erörtert worden, zu dem Tage ein Nationalgedächtnis zu richten (2), sei es auf dem Wege der Bezeichnung oder durch einen offenen Aufruf aller (3) Parteien (4) an das Volk. Frhr. v. Mirbach hat aber inzwischen einen anderen Weg beschritten. Bei dem großen persönlichen Einfluß, den er besitzt, bedient er sich ohne weiteres des preussischen Vermittlungspapieres und schreibt, wie eine Ministerialentscheidung an die Oberpräsidenten Erlasse über eine zu veranstaltende Sammlung, welche diese an die Landräte und diese weiter an die nachgeordneten Stellen weitergeben. Das Ministerium scheint in der Sache übergegangen zu sein und der Oberhofmeister direkt mit den preussischen Behörden zu verkehren. In diesen Erlässen werden die Behörden aufgefordert, in ihren Bezirken Beiträge zu sammeln, welche zur Ausgestaltung der Kaiserin-Wilhelms-Gedächtniskirche zu verwenden und am Tage der silbernen Hochzeit des Kaiserpaars diesem zu übergeben sind. Wichtig ist dies in mehreren Provinzen rechts und links von der Elbe geschehen. Es erscheint unzutrefflich, daß bezüglich einer privaten Personlichkeit Aufgeben übernimmt, die der Regierung oder der Volkswirtschaft, oder einem freien Komitee zufallen sollten, und zwar unter Inanspruchnahme der preussischen Bureaukratie.

Noch bedenklicher aber ist die Art wie die Spende nach den verschiedenen Erlassen des Frhr. v. Mirbach gesammelt werden soll. Der Oberhofmeister schreibt an die Präsidenten, daß sämtliche Spenden in ein besonderes Buch eingetragen werden sollen, und dies Buch wird beiden Majestäten persönlich vorgelegt werden. Dieser deutliche Hinweis hat nur dann Wert, wenn in ihm die Voraussetzung liegt, daß die Regierungsbürokratie, welche die längsten Listen herbeibringen, wohlwollende Anrechnung finden und wenn die Geber mit mehrteiligen Büchern entsprechend belohnt werden. Es ist also ein einfaches Kommerzialisierungsgeschäft, das sich unter dem Scheine kirchlichen Eifers und dynastischer Bewunderung verbirgt. Ist das der Weg, der zu einer wirklichen Volksfeier führt, an der das Volk in seiner Gesamtheit teil hat, Frhr. v. Mirbach hätte geradezu die größten Massen des Volkes bei dieser Volksfeier ausblenden müssen. In einem seiner Erlasse, welche von oben an die Landräte gehen, bittet er ausdrücklich „keine Sammlungen zu verhindern“, denn solche Sammlungen hätten „stets nur Beiträge von 12—200 Mk. betragen“. Solche Sammlungen sind aber wirklich allgemein und nicht nur die reichen Beuten Veranlassung, nur Beiträge von 10—20 Mk. zu schicken, dadurch wird ein gutes Resultat der Sammlung gefährdet.“ Frhr. v. Mirbach scheint es demnach für richtig zu halten, bei der Spende des Volkes nur die bekannten reichen Leute heranzuziehen, deren uneigennützigkeit in Berlin schon öfters gelehrt hat.

Die literarische Seite der Angelegenheit will ich nur streifen. Alle Bauten sollen doch ein Zeilen ihrer Zeit sein, die Kirchenbauten also ein Zeichen der kirchlichen Befähigung, ihrer Erbauungsgabe. Es scheint aber allgemach, als ob die Gründe, aus denen die Berliner Kirchenbauten entstanden sind, jenseits aller kirchlichen und religiösen Befähigung liegen.

Man merke dabei wohl nur zu erwähnen, daß wie natürlich die Berechtigung eines Parlamentarier zur Bewilligung eines Ehrengehalts für die silberne Hochzeit des Kaiserpaars grundsätzlich bestritten. Das Geld würde aus dem allgemeinen Steuerfahel

genommen werden, in den auch die Angehörigen der höchsten Partei Deutschlands zahlen müssen, die republikanisch gesinnten Sozialdemokraten. Daß diese Partei auch für einen Aufruf an die Bevölkerung zur Sammlung von Beiträgen für ein solches Gedächtnis nicht zu haben ist, weiß natürlich auch der Parlamentarier der Rhein-Weiß. Stg., die Redaktion des Blattes nicht minder, aber die patriotische Phrasen der „Nationalzeitung“ ist so sehr konventionell geworden, daß der Aufruf von dem Aufruf, den alle Parteien unterzeichnen sollen, ruhig stehen bleibt.

Für die preussischen Zustände ist außerdem sehr kennzeichnend, daß der Oberhofmeister der Kaiserin wie ein Vorgesetzter mit den Oberpräsidenten verkehrt. Der Herr muß wirklich sehr einflußreich sein!

Doch das ist hier Nebenache. Uns interessiert vornehmlich die Art und Weise, wie Frhr. v. Mirbach arbeitet, und wie er also gerade jetzt wieder zur höheren Ehre seiner Herrin eifrig tätig ist. Daß der Herr den Anschein eines moralischen Zwanges zur Wohlthätigkeit oder zur Unterstützung des Kirchenbaus oder zu einem anderen edlen Zweck niemals angestrichelt zu vermeiden gesucht hat, davon hat auch die Zukunft im letzten Heft Zeugnis abgelegt. Darin heißt es:

„Der Freiherr meint es gut; gewiß. Das Moralische versteht sich immer von selbst. Er glaubt, dem Heiland zu dienen. Ob der Herr Jesus sich solchen Mühen und Mädeln fern, mögen Theologen entscheiden; am Ende wäre er lieber hienieden obdachlos als in einer von Sünden, Schmutz, Schmutz und Konfession erbauten Kirche angebetet. Das furchtet der Oberhofmeister nicht; ihm beliebt die Gabe den Geber. Kleine und große Flecke bedeckt er mit dem Mantel konventioneller Ehrlichkeit; wie die Katten und Kommissarien im „Memor“ Quos von Trübsal manec untaeteln zu bedecken. Und nicht nur mit den im Verstand ihm Nächsten verfährt er so. Protestanten und Katholiken, Arbeiter und (namentlich) Juden sind von ihm sehr oft und sehr eindringlich um milde Spenden gebeten worden. Einst wählte man, ein Kirchenbau sei nur dann ein dem Glauben nützlich, Gott wohlgefälliges Werk, wenn jeder Stein von inniger Frömmigkeit gestiftet, jedes Mädel von froher Jugendbrunst dargebracht sei, und hätte sich gekümmert, einem Katholiken ein Scherlein für ein lutherisches Haus abzuwenden. Beralte Ansicht. Wer nachrechnen könnte, was Katholiken, Juden, Gottlose zu den Berliner Kirchenbauten der letzten Ären beigetragen haben, würde launlich vor der Bifferröhre stehen. Das ist das Werk des Freiherrn v. Mirbach. Schon vor vierzehn Jahren brachte mir ein israelitischer Industrieller den folgenden Brief:

Euer Hochwohlgeboren  
bedenke ich mich davon Mitteilung zu machen, daß ein Komitee unter dem Protektorat Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin zum Bau einer Kaiserin-Wilhelms-Gedächtniskirche zusammengetreten ist. Es werden daher voraussichtlich im ganzen Lande in allen Kreisen, oft wohl auch unter nicht Evangelischen, sich viele finden, welche diesen Plan gern unterstützen. Es sollen indessen dazu keine Kollekten veranstaltet werden, um nicht die bereits bestehenden zu überflüssig machen und ohne Kollekte von allen, welche Liebe und Interesse für die Sache haben, freiwillige Spenden. Besonders bitten wir die mit reichlichen Mitteln reicher Begabten, durch eine einmalige große Gabe die Ausführung eines solchen Monumentalbaues zu ermöglichen. Euer Hochwohlgeboren erlaube ich mir nun ganz ergeben zu eruchen, diese Sache gütigst unterstützen zu wollen. Mit vorzüglicher Hochachtung Euer Hochwohlgeboren ergebener

Freiherr v. Mirbach  
Oberhofmeister Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin.  
Der Mann war in heller Wut. „Was soll ich nun machen? Der

## Das schlafende Heer.

Roman von Clara Sibig.

Wie der Inspektor auf Pragnorowo gefürchtet hatte, so war es bald danach eingetroffen. Das Wetter war völlig unerschöpflich. Regen hatte der Lokomotive den Atem ausgeblasen, und stand sie unterm Schuppendach. Landregen. Regen am Morgen, Regen am Mittag, Regen am Abend, Regen den ganzen Tag. Und Regen die ganze Nacht. Er trommelte nicht auf die Dächer im plötzlichen Schall, ja nicht zu lange! Ob der Chwaliborzepce auch alles drein hatte? Und der Niemcewicz?

Ein behagliches Nähneln glitz über Kestners Gesicht: der Niemcewicz sollte ja noch was brauchen haben in Mandolin — na, das konnte er wohl in den Eßornstein schreiben! Nun heiraus kommt und auch, was ein Landwirt, der auf dem Plage ist, zu leisten imstande ist! Freilich, der da oben — er landete einen Blick hinauf zum Himmel, der dicht und gleichfarbig wie ein Saft tief niederhing — der mußte seinen Segen dazu geben!

Noch kein Schreden in den Wolken? Donnerwetter, das mußte sich aber doch bald der Ostwind aufmachen und klären, sonst kriegt die Müden zu viel Wasser. Und die Kartoffeln, — sorgenvoll schaute der Landwirt auf einmal drein — an die durfte man gar nicht denken! Die faulten sicher! Ein Hundewetter war's, ein ganz miserables Hundewetter, zum Vergewisseln!

Mit finsternem Blick ging Kestner zur Stubentür, und dann auch zur Haustür hinaus und stapfte, trotz des strömenden Regens, mitten durch hochaufragende Wägen zum Hof. Unter der tiefenden Klage hielt er Umständ: trostlos, keine Beförderung zu hoffen! Niemcewicz ganz verhangen, nicht mal der Wisa Gora zu sehen! Auch gegen Chwaliborzepce zu mal der Wisa Gora zu sehen! Die Gorenzyski würden sich auch schon langweilen! Es war vielleicht ganz angebracht, heute nachmittag zu ihnen hinaus zu fahren — die Fische würden schon durchkommen. Was mochte der Volk wohl neulich bei der Kommision erreicht haben? Ob sie schon miteinander einig waren? — Wirklich, freundschaftlicher Besuch war noch die einzige Rettung bei dieser Sündflut!

Wie bei der Sündflut, so dachte auch die Gorenzyski. Sie stand am Fenster und sah hinaus, unklaren Auges. Was sollte sie beginnen, womit sich die Zeit vertreiben?!

der Regen sogar sehr erwünscht, jämmerlich schlapp hatten die gehangen; jetzt aber standen sie aufgerichtet, glänzend und frisch grün mit ihren erquickten Blättern. Seit den letzten drei Tagen sah man sie wachsen. Nur nicht zu lange durfte der Regen anhalten, ja nicht zu lange! Ob der Chwaliborzepce auch alles drein hatte? Und der Niemcewicz?

Ein behagliches Nähneln glitz über Kestners Gesicht: der Niemcewicz sollte ja noch was brauchen haben in Mandolin — na, das konnte er wohl in den Eßornstein schreiben! Nun heiraus kommt und auch, was ein Landwirt, der auf dem Plage ist, zu leisten imstande ist! Freilich, der da oben — er landete einen Blick hinauf zum Himmel, der dicht und gleichfarbig wie ein Saft tief niederhing — der mußte seinen Segen dazu geben!

Noch kein Schreden in den Wolken? Donnerwetter, das mußte sich aber doch bald der Ostwind aufmachen und klären, sonst kriegt die Müden zu viel Wasser. Und die Kartoffeln, — sorgenvoll schaute der Landwirt auf einmal drein — an die durfte man gar nicht denken! Die faulten sicher! Ein Hundewetter war's, ein ganz miserables Hundewetter, zum Vergewisseln!

Mit finsternem Blick ging Kestner zur Stubentür, und dann auch zur Haustür hinaus und stapfte, trotz des strömenden Regens, mitten durch hochaufragende Wägen zum Hof. Unter der tiefenden Klage hielt er Umständ: trostlos, keine Beförderung zu hoffen! Niemcewicz ganz verhangen, nicht mal der Wisa Gora zu sehen! Auch gegen Chwaliborzepce zu mal der Wisa Gora zu sehen! Die Gorenzyski würden sich auch schon langweilen! Es war vielleicht ganz angebracht, heute nachmittag zu ihnen hinaus zu fahren — die Fische würden schon durchkommen. Was mochte der Volk wohl neulich bei der Kommision erreicht haben? Ob sie schon miteinander einig waren? — Wirklich, freundschaftlicher Besuch war noch die einzige Rettung bei dieser Sündflut!

Wie bei der Sündflut, so dachte auch die Gorenzyski. Sie stand am Fenster und sah hinaus, unklaren Auges. Was sollte sie beginnen, womit sich die Zeit vertreiben?!

Rauschen des Regens hatte ihren leisen Schlaf gestört, früher als sonst war sie aufgewacht. Sie hatte gefürchtet, Klavier gespielt — o wie langweilig! — sie hatte sich von Stasia etwas erzählen lassen, dann im Reflexionsbuch der Redemptoristen-Paters gelesen, das Gorka ihr gebracht, auch im neuesten Sienfienowz geblättert, den er ihr empfohlen — ach, auch Quo vadis langweilige sie hat. Träumen war eine Wasserwüste, und alles öde, öde, öde.

Sie gähnte. Ein Wind hatte sich plötzlich aufgemacht und schüttelte die schon lang nicht mehr ausgeholzten Wipfel des Parkes, daß harte Zweige prasselten. Na, auch so schütteln und rütteln können! Sei, der Wind hatte Gewalt — sie, jetzt mußte sich der schlafende Stamm beugen, der dort ganz allein stand und sich nicht an andere Bäume lehnte! Krach — her, nieder mit ihm auf die Erde! Auf die Erde!

Ein graulames und doch wollüstig-weiches Nähneln öffnete die Lippen der Dama. In der notwendigen Ursache, die sie immer peinigte, wenn draußen stark der Wind ging, eilte sie von Fenster zu Fenster. Noch immer nichts zu sehen! Doch da — halt — was zeigte sich da auf dem Wisa Gora, dessen Kopf sich jetzt eben aus Regenschleiern wickelte? Neben der einsamen Kiefer, die man immer dort ragen sah, flatterte heute etwas in der bewegten Luft, nicht, wehte, winkte wie ein Gruß. Ein Gruß!

Ihr matter Blick belebte sich plötzlich, die Augen bekamen Glanz. So nah schien ihr heute der Berg gerückt — sie streckte die Hände aus — und dahinter lag Niemcewicz! Heute bei dem schledigen Wetter würde der Baron gewiß zu Hause sein, heute traf man ihn auch dabei, nicht bloß die langweilige blonde Frau!

Nadwiga öffnete das Fenster, nicht achtend, daß der Regen die vielen Wellen ihres Haars verdrängte, die Stasia so sorgfältig gebrannt hatte. Sie strengte die Augen an: was, was lag denn nur der Baron da oben wehen? Wen galt das Zeichen? Ah — eine läche Enttäuschung legte sich über ihre Jügel — eine Rabne war es, schwarz-weiß-rot!

„Wuu!“ Jörnig klirrte die Gorenzyski das Fenster zu. Daß ihr das auch nicht eingefallen war! Heute war ja der Tag,